

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

293 (15.12.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 50

Der Weihnachtsgast.

(Nachdruck verboten.)

Droben am Oberrhein, wo die jungen Gewässer des Stroms sich durch enge Felsenbette drängen und weiß aufschäumend über gewaltige abgeklüftene Steinbrocken brausen; wo drüben vom Schweizerland her die Alpengebirge greifen und im Norden sich die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes erheben, da liegt ein kleines Bauerndorf. Das Heidendorf wird es von den Nachbarn genannt. Eines schönen Tages hatten nämlich die Bauern dieses Dorfes ihren Pfarrer fortgeschickt, weil sie es in dem Protokoll der denkwürdigen Bürgeranschlußung, wo dieser Beschluß gefaßt wurde, hieß, „das Recht hatten, keinen Pfarrer zu dulden“. So waren sie Heiden geworden und standen in der ganzen Gegend in einem üblen Geruch, obwohl man nie einen von Oberbergen auf der Anflugsbahn in den Schöffengerichtssälen der Amtsstadt sah und auch nie ein Oberberger betrunken gesehen worden war. Der schlechte Ruf der Leute aus dem Heidendorf kam nicht von ihrer Gottlosigkeit, sondern weil sie im Sommer das schönste Getreide und im Herbst das schönste Obst und die besten Kartoffeln hatten. Sie waren auf dem Markt des benachbarten Städtchens für die Bauern der andern Dörfer eine starke Konkurrenz; deswegen war man über ihre Gottlosigkeit entsetzt. Ihre Felder und ihre Häuser sprachen von ihren arbeitamen, geschickten Händen; aber der Wohlstand, der über ihrem kleinen Gemeindeflehen lag, wurde von den Nachbarn auf das skonto höllischer Mächte gesehen.

Die Leute von Oberbergen nahmen solche Dinge nicht sehr krumm, lachten nur darüber und gingen ihren geraden Weg weiter. Aber so ganz ohne Kirche glaubten sie, nachdem der Pfarrer den unheiligen Dorftank vor seinen Füßen geschüttelt, doch nicht auskommen zu können. Anstatt in die Kirche zu gehen, hielten die Männer in einem kleinen Saal Andachten ganz besonderer Art ab. In diesen Sonntagsverammlungen trat einer der älteren Männer vor an einen kleinen Pult, las aus einem Buch, das er aus einem roh gezimmerten Bücherkasten genommen, etwas vor, und sprach dann darüber, Gebetsbücher waren keine, aus denen die Texte gelesen wurden. Da standen auf den Bücherbrettern altmodisch gebundene Bände von dem alten Philosophen Marcus Aurelius und von Schiller und Goethe und Spinozas Ethik und allerhand, was nur von den Großen aller Zeiten geschrieben war. Aber man brauchte nicht den Bücherinhalt der Bauern von Oberbergen durchzulesen, um zu wissen, daß in fast jedem der Bauern dieses Dorfs ein Stück Philo sophie steckte. Man sah es an ihren scharf geschnittenen ernsten Köpfen und ihrem ruhigen freundlichen Benehmen. Wie sie dazu gekommen waren, nach und nach diese freie Bauerngemeinde zu bilden, die wie ein kleines leuchtendes Eiland inmitten des schwarzen Meeres der tief katholischen Bevölkerung lag, das soll hier nicht erzählt werden, sondern etwas anderes.

Es war an einem Weihnachtsmorgen, als die Männer von Oberbergen in ihrem Verammlungslokal beisammen saßen. Der Saal war mit einer hohen Tanne und mit Kränzen aus Tannenzweigen geschmückt. Es roch nicht nach Weihrauch, aber nach dem süßen Duft der Tanne. Die mit Eisblumen geschmückten Fenster, die noch nicht ganz aufgetaut waren, zeigten, daß eine böse Kälte auf Weihnachten bedacht worden war. Die Tritte der von draußen eintretenden Bauern klagen auf dem harten Schnee wie Metall und ihre langen Bärte waren mit Frost und Eiszapfen geschmückt. Als alle beisammen waren, trat einer mit einem langen Bart und einer finken Adlernase vor und sagte, er wolle auch wieder einmal etwas zur Abwechslung aus der Bibel vorklesen. Das war der Sattlerjörg. Er nahm den alten dicken Schweinslederband von einem Brett, setzte sich seine Brille auf und las mit kräftiger Stimme die Worte vor: „Und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“.

Darüber redete er und man hätte meinen können, er rede aus dem Stegreif, so kernig und unmittelbar wirkte es, was er sagte; und oft lag ein grimmtiger Humor in seinen Worten. Mit diesem Satz sei es, meinte er, wie mit dem Feld. Die Hauptkälte und das Schwerste, das sei das Pflegen. Eagen, das könne hintennach jeder. Vom Frieden werde allemal geschwätzt, aber mit dem guten Willen, auf den's halt ankomme, sei's nirgends weit her, am allerwenigsten bei denen, die über Krieg und Frieden zu entscheiden hätten. So redete er wie es seine Art war. Aber eines konnte man wohl aus seiner Rede hören, daß er ein Bauersmanns war, der die Kämpfe der Städte nicht kannte und glaubte, es hinge nur vom guten Willen des einzelnen ab, daß überall Friede sei.

Das hatte auch einer der Zuhörer gehört. Er gehörte nicht zu den Oberbergern, sondern war kurz, nachdem der Sattlerjörg zu sprechen angefangen hatte, schon von der Straße draußen zur Tür hereingekommen, um sich zu wärmen. In dünnen zerrissenen Kleidern war er schon zwei Stunden an diesem Morgen gegangen, hatte einen leeren Magen und blaugeforene Hände. Man mußte nicht, ob aus seinem Gesicht mehr Jammer oder mehr Erbitterung sprach. Er war während der Rede des Sattlerjörg immer aufgeregter geworden und hatte es fast nicht verbergen können. Und als der Redner geendet hatte, da trat er vor und meinte, er hätte auch etwas zu sagen, wenn die Herren ihn anhören wollten. Er sei ja nur ein Lump und ein Landstreicher, aber es sei ihm halt durch und

durch gegangen, wie der Herr Redner so schön habe gesprochen von dem guten Willen und dem Frieden.

Die Bauern merkten, daß das ein Mann war, der etwas zu sagen hatte und sie baten ihn ruhig, er möge nur sprechen; sie hörten gern einmal etwas anderes; aber ob er nicht vorher etwas zu sich nehmen wollte? Das war nicht so übel, meinte der Landstreicher, und der Sattlerjörg ging mit ihm hinab in die Wirtschaft, wo er ihm etwas Warmes geben ließ. Während der Zeit saßen die Bauern oben gespannt in ihrem Saal und redeten darüber, was das wohl für ein Mensch sein könne; es freute was in ihm, das merkte man. Aber wie einer so nur herunterkommen könne; das sei nicht zu begreifen. Vielleicht habe er den Schnaps wohl lieber als die Arbeit, meinte der Baherer, der gern zur Bösartigkeit neige. Das wurde ihm aber von den anderen verwiesen. Man müsse erst einen Menschen anhören, bevor man über ihn urteile. Und dann träte man manchmal noch daneben.

Der Landstreicher kam wieder herauf und stellte sich vor die Bauern, die ihn still und ruhig anhörten. Er erzählte, anfangs mit verhaltenem Grimm, seine Geschichte. Vom guten Willen und vom Frieden habe er noch nie was gespürt. Das sei Unfimm. Das gab's nicht. Die einen seien in der Höhe und tränen die anderen, die drunten sind, noch tiefer hinunter. Die Bauern kannten das Leben nicht. Sie meinten, auf den Fleiß käm's an und auf die Ehrbarkeit. Da hab's ihm nicht gefehlt. Mechaniker sei er gewesen, sei auf ein russisches Schiff gekommen und dort habe ihm bei einem Sturm die Kolbenringe an der Maschine ein Loch in den Bauch gestochen, daß er ein Jahr lang im Spital in Riga gelegen habe. Dann hätten sie ihn als Krüppel fortgeschickt. Anwaltsbengel bekam er teils, weil das Unglück auf einem russischen Schiff geschehen sei. So treibe er sich jetzt in der Welt herum und bekomme nirgends mehr Arbeit, denn er könne nur noch ganz leichte Arbeit tun. Wenn's ihm einmal zu dünn werde, dann helfe er sich mit einer Majestätsbeleidigung oder so was ins Gefängnis und dort erhole er sich dann wieder.

Immer aufgeregter wurde der arme Teufel. Er schrie und suchte mit wilden Händen umher. Eine Strolcherei sei's in der Welt, nichts weiter. Die Anarchisten, das seien noch Kerle! Er habe nur nicht die Kurage dazu, bei ihnen mitzumachen. Seit drei Wochen seien die Leute hier die ersten, die ihn nicht wie einen Strolch behandelten. Aber auch sie seien auf dem Holzweg. Erst müsse einmal gründlich ausgepöbelt werden, ganz oben in der Höh, dann würd's erst besser!

Er war durch seinen Wutausbruch matt geworden und trat mit einigen unverständlich gemurmelten Worten und mit einem bösen Gesicht von dem Pult weg und wollte hinausgehen. Da hielt ihn aber der Sattlerjörg zurück. Und der Landstreicher blieb an diesem Weihnachtsmorgen als Gast bei den Oberbergern. Die Bauern saßen, daß hier ein verkommener, aber doch ein wahrhaftiger Mensch vor ihnen stand und hatten ihn deswegen bei sich behalten. Sie berieten, ob sie ihm nicht Arbeit und ein Unterkommen anbieten wollten. Alle waren der Ansicht, daß man etwas tun müsse, um diesem Menschen zu helfen. Man könne sicher manches von ihm lernen, was man noch nicht wisse. Und der Landstreicher blieb und ist heute noch in Oberbergen. . . .

Das sind nun bald zehn Jahre her. Der Landstreicher aber hat jetzt eine kleine Wiederei in Oberbergen und sitzt dort in Bürgerausschuß. Was aber mehr ist als dies, das ist, daß die Oberberger Bauernfreigeister durch ihn den großen Kampf in den Städten, das gewaltige Ringen zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten, kennen gelernt haben. In dem Bibliothekschrank des Heidenorfes stehen jetzt neben dem Schiller und dem Goethe Marx und Lassalle und viele nationalökonomische und politische Werke. Die Nachbarn des Heidenorfes schreien aber jetzt noch mehr über die Gottlosigkeit und den schlechten Lebenswandel der Oberberger; denn jedesmal, wenn Wahlen sind, dann fallen in Oberbergen kaum andere Stimmen als rote. Das hat aber alles der Weihnachtsgast getan, der vor zehn Jahren zu den wunderlichen Wahrheitsjuchern und Bauernphilosophen am Oberrhein gekommen ist.

Was schenken wir unseren Kindern zu Weihnachten?

Von Cordus.

Weihnachten steht vor der Tür. Leider fällt das Fest der Freude in eine Zeit, die denen nicht hold gesinnt ist, welche der Freude am bedürftigsten sind. Schon im Sommer differt der Meister Schmalhans vielen Arbeiterfamilien den Kitzelzettel; in der Zeit der kurzen Tage aber, wo die Ansprüche an den Geldbeutel wachsen mit dem Annehmen des Verdienstes, grenzt die Bilanzierung der Einnahmen und Ausgaben an höhere Mathematik. Trotzdem schaut in den trübsten Tagen des sterbenden Jahres, das im Zeichen der Pleistozän steht, manches Elternauge fortdauernd in die tiefsten Falten des Rokomonnates, ob sich nicht doch noch einige Nadel oder gar ein Silberling darin finden, der ein helles Licht auf den Abend des 24. Dezember werfen könnte. In Weihnachten gilt daher das Wort: Geben ist seliger denn nehmen.

Aber da entfällt sofort die zweite Frage: Was schenken wir unseren Kindern? Freilich, der schönen Dinge gibt es viele und der nützlichsten nicht wenige. Aber wir möchten natürlich so weise wie möglich mit unseren

finden. Man darf dann also zur Verhütung von Augenentzündungen dieselben Vorsichtsmaßregeln treffen.

Das alles sind in der Kinderpraxis erprobte und bewährte Maßregeln, welche, leicht ausführbar, die geringe Mühe den Müttern tausendfach lohnen durch Heilung ihrer leidenden Lieblinge. Bald werden die Kleinen dann wieder aus reinen, klaren Guckäuglein dankbar zum Mütterchen, als ihrer Mutter, aufschauen!

Aus allen Gebieten.

Aus dem Tierleben.

Woran die Tiere in den Tiergärten sterben? In der Wildnis gehen die Beherrscher des Urwaldes und der Wüste im Kampfe ums Dasein zugrunde, unruhmlider ist ihr Tod, wenn die sonst so Gefürchteten in die Gefangenschaft der Tiergärten geraten. Der Todesurachen gibt es dort viele. Im Leipziger Zoologischen Garten mußte ein Bär verenden, weil er Stride verchlungen hatte, und eine braune Hyäne, die gierig nach einem böswilligen Sand ihr zugeworfenen, mit Bindfaden umwickelten Frühstückspapier schnappte, magerte, mit diesem merkwürdigen „Reifaden“ im Körper, zusehends ab und ging ein. Eine andere Hyäne hatte den Rest einer Pferdeade hinuntergewürgt und verendete daran. Wehlich erging es einer riesigen Kufonhohle, die ihre Fresslust gleichfalls auf eine Wolldecke richtete, und die nun mit ihrem Leben diese Feinmechaniker bezahlen mußte. Sehr oft werden in den Tiergärten die Tiere durch Furcht und Angst in den Tod getrieben. So erschraak ein Stahrsch vor einem knochenden Aft derart, daß er schon am nächsten Baum seines großen Molle. Man warf einem Bär eine Protirinde in den Zwinger. Sein göttlicher Genosse hatte nichts eiligeres zu tun, als seine Wut an dem anderen auszulassen und ihn mit einem Biß zu töten. Den Kopf nach unten, verluhete ein Leopard mit seinen Krallen den schweren Gitterstieber des Käfigs emporzuheben. Sein Nachbar, ein grimmiger Löwe, ließ ihn erst ruhig gewähren, bis ihm die Sache zu bunt wurde und er den schlingelsteden Nachbar einfach zu sich herüberzog und ihm den Garauz machte. Ein Elefant, der schon Damen-Strohblüte, ja sogar einmal einen Handbar mit Semmeln ohne Schaden verpeißt hatte, mußte doch eines kläglichen Todes sterben, als er, wer weiß auf welche Art, einen heute noch unbekannt Fremdkörper verschluckt hatte. Ein riesiger amerikanischer Büffel, der noch Jahrzehnte hätte leben können, ging plötzlich ein; mit dem Heu hatte er einen Himmernannsnagel gefressen. Und im Berliner Zoologischen Garten verhungerte ein Flußpferd, weil es einen Gummiball, der beim Spielen der Kinder in sein Badewasser gekommen war, verschluckt hatte. Diesen Gummiball konnte es nicht verdauen; er legte sich vor eine Darmflavve und ließ nichts mehr durch.

Allerlei.

Folgender Liebesbrief wird der Halberstädter Zeitung von einem Leser in genauem Wortlaut und genauer Wiedergabe der angemessenen Orthographie zum Abdruck übermittelt:

R . . . . d. 20. 4. 1905.

Hoch Geertes Fräulein Auguste Mit Freuden Erkreißt die Feder an das Hochblabge geertes Fräulein Zich hatte die Erre mid Fräulein Auguste über den Heigrats Antrag zu bitten, ob du damit zu Frieden bist Zich Möchte dir fern Heigeratten meine Eltern sind einverstandnen und zu Frieden dich zu Riben bin ich geborhen Allen andern sach ichs ab Dich zu Riben hab ich trau Geschworhen dir treu zu bis an das Grab Weib du auch bei den gedanken und Versuch die treu mir nicht Ribe Auguste du Weist Doch das ich auf der Wunderidacht gewesen bin und bin in Schlichten Medunknütten da mechte ich dir von Herrzen freundlich Bitten Wen Du Dir was geschahrt hast mir ein Anzuch zu kaufen da Will ich dir Reich auf der Stelle Gaaraten und will fern Machen Was Du lachst und fangst Reich in Haus Reinbeigeraten ge er Wi Riber das Haus gehert mein Ribe Auguste Zich Rechte fern bei Dir sein zur Oster. Ribe Auguste Wen du Ribe halt legen mir so fangt Du mir auch den gefaln thun Zich Meines Aufrichtig und Erlich mid dir Es grüß dir tein

Dreuger Schas . . . . .

Bitte Schreib mir halt!

Ribe Auguste da Braucht for keine Menschen zu sachen mid den Anzuch ich maches Wider Recht mid dir du Weist doch Was man haben mus Ein Ordliches Anzuch fir 30 Mark ein bar Stiffeln fir 15 Mark und ein Sud fir 3 Mark man kan 80 Mark rechen bin ich sein in Kleidn da ferne Wir Reich heiderratten du bist doch 22 gabr Alt.

Ribe Auguste Wen du an mir das testest das sollte mir freuchen von dir Zich Weis das du Ribe hast gedre mir das habe ich dir Angelen das du ein Ordliches Wechen bist aber laß dir nicht den Hoff Verfilln von meine Mutter sonst ist sie aut aber ich habe Frach gehabt unfer Ribe soll nicht Wanken bis das der Dott mein Luche Bricht Es grüß dir tein treuger Schas . . . . . bitte Schreib mir bald Grüß deine Eltern und Bruder Zich meines aufrichtig und Erlich mid dir Was das meine Frau Werden sollst.

Prämiiertes Eheglück. Zu Dummow, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Effze, werden nämlich, so lesen wir in der Köln. Zeitung, alljährlich zwei ansehnliche Speckseiten verchenkt; die eine an ein altes, die andere an ein junges Ehepaar. Beide Paare müssen beweisen und durch Eid bekräftigen können, daß sie ein ganzes Jahr und einen Tag lang, ohne Paak und Streit Seite an Seite verlebt haben. Man sollte meinen, bei der Reinklichkeit der Sache, sich öffentlich über das Privatleben verberhen zu lassen, würden sich wenig Bewerber um die Speckseiten einstellen. Das

Gegenteil aber ist der Fall; die Speckseiten sind vielbegehrt. Der Tag für die Feierlichkeit wird gewöhnlich in den Juli oder auf den August-Bankfeiertag verlegt, um recht viele Besucher nach Dummow zu ziehen. Die Eigenart der Preisverteilung führt tatsächlich auch eine Unmasse von Menschenfindern nach der kleinen Stadt; so wurden z. B. im Jahre 1895 die Speckseiten in Gegenwart von 20000 Personen den würdigen Ehepaaren zuerkannt.

Dieses Jahr fanden sich der Pfarrer Owen Samuel Jenkins, Vikar aus Mold (Hantschire) und seine Frau, und Herr Frederid John Roakes, ein Ingenieur aus Ludlow (Salopshire) und Gattin, ein, um sich den Ehrenpreis zu erwerben. Die Sache spielt sich wie vor einem Gerichtshof ab. Richter und Geschworene — alles Laien, und die Geschworenen aus sechs Junggefelln und sechs unverheirateten Damen zusammengesetzt — hörten dem Advokaten des Pfarrers aufmerksam zu, der berechtigt ein schönes Bild des glücklichen Ehelebens des alten Paares entwarf, das 36 Jahre zusammengewirkt und in sieben Kirchspielen segensreich geschafft haben. Der Advokat, der die Interessen der Speckseiten zu vertreten hat, unterzog die Leutchen einem scharfen Kreuzverhör; er vermochte aber an ihrem Zeugnis nicht zu rütteln. Sie bestanden ihr Examen mit Glanz und die Geschworenen erkannten ihnen eine Speckseite zu.

Auch das junge Paar erhielt eine Speckseite, die es sich redlich verdient hatte, denn ihr Kreuzverhör war nicht minder scharf als bei dem älteren Paare; die Witze des Advokaten für die Speckseiten erkreuten das Publikum mehr, als die Verhörten. Darauf wurden beide Paare in Armstühlen umhergetragen, damit alle Welt sich die Gesichtszüge der Gewinner ins Gedächtnis präge; dann bechnoren sie, auf scharfen Steinen liegend, die Wahrheit ihrer Aussagen, und nun erst wurden ihnen die fetigen Wiffen übergeben.

Vom kapitalistischen Fleischmarkt. Im Hamburger Echo ist zu lesen: In der Stuppelade des Fremdenblattes finden wir das folgende unverbildete und ungeschminkte Juwerk:

„Sehr geb., temp., diät. Dame w. Anzchluss an verb., sehr gut. blond. statil. Herrn zw. 19. 5., f. pek. Int. Distr. verl. Gesl. Off. u. Postamt 30 u. C. A. S. 100.“

Die „gebildete, temperamentvolle, distinguierte Dame“ wünscht also „Anzchluss an einen verheirateten Herrn“. Will sie die erste Frau totärgeru oder aus ihren Tränendrüsen das Scheidewasser herauspressen?

Hannibal vor den Toren.

Der Sturm tanzt mit den letzten Blättern Den tollsten Kehrhaus; alle Sommerpracht Ist nun dahin, und in den Nettern Da tauert still die dunkle Winternacht.

Der Feind steht vor dem Tor, der Winter, Der Hannibal! Hab' acht, du Proletar, Hab' acht aufs Weib und deine Kinder! Er und der Tod — die find ein Brüderpaar!

Und in dem grimmigen Bund als Dritter Ein fuffter Frontvogel, dir und fahb, Der Mammon steht, der harte Ritter, Vom göttergleich verehrten goldnen Stalb.

Doch der ist innerhalb der Mauern Und hilft den andern draus zum Ueberfall, Und unter seinem Gift erschauern Die nicht zu seinem Trost gehören, all.

Er ist der wahre Feind der Armen! Bekreit von seiner orten Kanst die Stadt! Erschlagt erst ihn! Dann kann erbarmen, Wen Frost und Hunger schon ergriffen hat.

So laß ihn nicht mehr länger haufen Und schaffe, Proletar, an jeine n Fall! Er steht nicht vor dem Tore draußen, In unfer Mitte steht der Hannibal!

A. F.

Humoristisches.

Ein hübsches Kindergeschichtchen erzählt ein französisches Blatt: Germaine und Simone sind zwei kleine Schwestern, die im Alter auf den Tag genau ein Jahr auseinander sind; an demselben Tage, an dem Germaine ihr erstes Lebensjahr vollendete, hat Simone das Nicht der Welt erblickt. Vor einigen Tagen feierten die Schwestern ihren Geburtstags, Germaine den sechsten, Simone den zünftigen. Die Geburtstagsfreude der jüngeren Dame war nicht besonders groß, weiß sie doch genau, daß sie gewöhnlich nur das bekommt, was die „große“ Schwester ablegt. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie sich an ihrem Wiegenfest sehr trüben Reflexionen hingab: „Wir gibt man doch“, sagte sie, „an meinem Geburtstags nur das, was Germaine nicht mehr haben will: ihre alten Kleider, ihre alten Hüte, ihre alten Bänder . . . sogar ihre alten Jahre; wenn sie ihre fünf Jahre nicht mehr leiden kann, gibt man sie mir, sie aber bekommt ein ganz neues Jahr!“

Stilblüte. Endlich schlug der den Wellen Entrissene die Augen auf. — „Nun, wie geht es Ihnen?“ fragte Gertrud. — „Ich bin ganz na“ entgegnete er trocken.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

Schönen verfahren. Und da erhebt sich der Konflikt. Denn die Dinge, welche der verständige Vater oder die praktisch geführte Mutter für gut und nützlich erachtet, hält leider die Hauptperson in diesem Falle, das unverständige, unpraktische Kind, nicht für erstrebenswert — und umgekehrt, was das Kinderherz sich an irdischen Schätzen wünscht, zieht der Elternverstand nicht selten als eitel an. Ueber ein paar derbe Stiefel auf dem Weihnachtsstiefel wird der wohlgezogene kleine Empfänger zwar mit einem „Danke schön“ und einem etwas gezwungenen Nicken quittieren, aber die kleine Zauberlaterne da an der Erde gefällt ihm doch weit besser. Hast Du, liebe Leserin, Dein Töchterchen schon einmal in hellem Jubel gesehen, wenn Du ihm — ein Paar warme Strümpfe „geschenkt“ hast? Frage es doch einmal, was ihm lieber sei, eine Wadepuppe zu 10 Pf. oder ein halbes Dutzend Hemden?

Also das Kind soll maßgebend sein bei der Auswahl des Geschenks? Allerdings! wenn Du Freude bereiten willst, mußst Du schenken und zu geben, was zur Reibes Nahrung und Notdurft gehört, sieht das Kind nicht als Geschenk, sondern als Pflicht der Eltern an. So erklärt es sich, daß ihm Spielsachen lieber sind als „nützliche Dinge“. Uns Erwachsenen geht es im Grunde ebenso. Nicht das Notwendige bereitet uns Genuß, sondern das „Ueberflüssige“.

Uebrigens können wir uns über unsere Verschwendung trösten. Spielsachen sind, wenn sie richtig ausgewählt werden, auch nützlich; ebenso nützlich wie etwa die Kleidung, nur in einem anderen Sinne. Es gibt auf Erden keine Menschen genug, die Kleider für Luxus halten — wir Kulturmenschen nennen sie allerdings Wilde —, aber Kinder, die nicht spielen, nicht spielen müßten, ebenso wie sie essen und trinken müssen, gibt es auf dieser Welt nicht. Zum Spielen gehören aber auch Spielsachen. Das Spiel ist das Leben des Kindes. Wie wir Großen nicht den ganzen Tag Maulaffen feilschen können — Ausnahmen betätigen die Regel — so kann das Kind nicht stillsitzen. Es muß sich betätigen, es muß spielen; das bedeutet dem Kinde genau so viel als uns das Arbeiten. Ueber den Wert und Zweck seiner Arbeit hat das Kind andere Ansichten als der Erwachsene. Nimm einem gefunden Kinde das Spielzeug, und es wird „Unflug“ anstiften. Jede Mutter weiß, daß sie ihr Kind beschäftigen muß. Aber die Spielsachen sind nicht nur gut, um die kleinen Nader unschädlich zu machen, sie sind auch unter Umständen ein vorzügliches Erziehungsmittel. Nicht selten zeigt sich in der Art des Spiels die geistige Anlage des jungen Menschen. Von vielen unserer Geistesheilen wird uns berichtet, wie sie schon als Kind im Spiel Interesse für das Gebiet gezeigt haben, in dem sie später ihre Größe bewiesen. Bei uns Durchschnittsmenschen liegt die Sache ähnlich, nur daß wir später nicht in die Geschäftsbücher geraten. Beim Spiel zeigt sich auch der Charakter des Kindes am deutlichsten. Ruhe und Ungebuld, Konflikt und Friedfertigkeit, Posheit und Ekelmut erkennen wir am sichersten, wenn wir die Kinder beim Spiel beobachten. Neigung und Charakteranlage werden also bei der Auswahl der Spielsachen in Frage kommen. Wie — darüber lassen sich im einzelnen keine Vorschriften geben. Erziehen ist eben die persönliche Angelegenheit. Nur eins gilt unbedingt: Beobachte Dein Kind! Wir alle wissen, wie oft die Festtagsmahl und Tanten mit ihren Geschenken für die Kinder daneben hauen: sie schenken, um einer Anstands-pflicht zu genügen, und kennen die kleinen Empfänger nicht.

Wenn die Neigungen des Kindes bei der Auswahl der Geschenke berücksichtigt werden müssen, so ist damit absolut nicht gesagt, daß wir seine Augenblickswünsche erfüllen sollen. Das gierige Kinderauge verschlingt einen ganzen Spielzeugladen; würde ihm freie Wahl gelassen, so würde es von einem Gegenstand zum andern taumeln und endlich mit ziemlicher Sicherheit sich für das Wertloseste entscheiden. Das Wertloseste insofern, als es sehr bald das Interesse daran verlieren würde. Kinder kennen sich in der Regel sehr wenig. Glanz und Farbe nehmen das Kind gefangen. Das grellbunte Geschnitz der „feinen Farbenspiele“ erscheint dem Auge des Kindes wertvoller als der prächtigste Holzschmitt. Diese Freude an der Farbe soll dem Kinde nun keineswegs verkehrt werden; im Gegenteil, man soll sie fördern. Aber der größte Laie auf künstlerischem Gebiet wird einsehen, daß die hysterisch roten Flecken auf den Wangen eines Puppenkopfes unendlich schön sind, oder ein zitronengelb angefräster Löwe auf einem jättrigen Majenfied den Gesichtsmaske des Kindes niemals veredeln kann. Wer diese Beispiele für übertrieben hält, der sehe sich einmal einen Puppenladen an, der blättert in einem der landläufigen Bilderbücher.

Vielmehr sind gerade die wertlosesten Dinge mit den leuchtendsten Farben besetzt; es ist, als ob die Fabrikanten den Unwert in einer — für das Kind — gefälligen Hülle verdecken sollten. Für ein Spielzeug ist aber die erste Forderung nicht die Schönheit, sondern die Zweckmäßigkeit. Spielsachen sollen für den kleinen Eigentümer Gebrauchsgegenstände sein. Die künstlich gebauten Säckelchen, die nur zur Erheiterung der Kleinen dienen sollen, wie Automobile, automatisch sich bewegende Tiere und eben solche Puppen, haben für das Kind keinen dauernden Wert. Das Spielzeug muß so beschaffen sein, daß die Phantasie des Kindes sich daran betätigen kann. Dazu eignen sich vor allem Gegenstände, die sich ganz oder teilweise zerlegen lassen, und die nach Belieben verändert werden können. Nicht umsonst gelten Puppen und Baukasten für das beste Spielzeug. Das kleine Mütterchen verlangt aber, daß die Puppe auch Kleidung besitzt, die sich nach dem Ermessen der Puppenmutter wechseln läßt. Die erste Frage ist stets: „Kann man das Kleid ausziehen?“ Trifft diese Voraussetzung zu, so verlinkt der glänzende Tannenbaum, so verblüßt die Erinnerung an alle sonstigen Geschenke in dem Bewußtsein des kleinen Mädchens. Die Puppe muß ausgezogen werden; es wird allerhöchste Zeit, daß sie zu Bett kommt. Hat sie auch einen Nachtroß? Wo soll sie schlafen? Der Herr Papa muß schleunigst eine leere Zigarrenkiste herrücken; Bettzeug liefert die Puppengroßmama aus der Zidenkiste. Eins, zwei, drei — das Büppchen liegt zu Bett. Aber Puppen brauchen nicht viel Schlaf; eine halbe Minute genügt vollständig. Sie muß angezogen werden; die

junge Mutter will auf Besuch gehen. Hat sie keinen Hut? Wird schlüssig gemacht! Und so geht es weiter, bis der Sandmann auch das Puppenmütterchen zu Bette schickt. „Aber meine Puppe darf doch heute bei mir schlafen?“ Da zeigt sich ein Interesse, das nicht in ein paar Stunden verblaßt ist. Es gibt manchen Nachtschlaf, der sich nur schwer von seinen Puppen trennt. Und wenn die junge Mutter zum erstenmale wieder nach langer Zeit Puppenzeug schneidet, um ihr Töchterchen damit zu erfreuen, da steigen liebe, schöne Erinnerungen aus der eigenen Kinderzeit auf.

Auch der Baukasten hat, wie die Puppe, den Vorzug, daß er sich so ziemlich für alle Altersstufen eignet. Freilich wird der Dreijährige noch nicht verwickelte Vorlagen nachbilden; aber eine Mauer oder eine Planke für einen „Garten“ läßt sich aus den Klöbchen doch herstellen. Seine schöpferische Phantasie bildet aus dem Holzwürfel einen Schemel; ein Brisma, auf zwei Klöbchen gelegt, wird eine Brücke oder eine Bank — wir blöden Erwachsenen können nur den Unterschied nicht erkennen. Eisenbahnen, Tiere, Menschen, Treppen und der Himmel weiß, was sonst noch, lassen sich aus den toten Klöbchen herstellen. Diese hölzerne Lokomotive, die mit den profaischen Augen des Erwachsenen betrachtet, doch nichts als eine einfache Zusammenstellung von zwei Stüchchen Holz oder Stein, hat mehr erheblichen Wert, als das kunstvolle Ding, das mit Federkraft getrieben durch Tunnel und über Brücken fährt. Jedes Spielzeug beschäftigt seinen Geist, dieses nur das Auge. An jenem hat das Kind gearbeitet. Es ist stolz auf sein Werk. Vater und Mutter müssen bewundern. Das Gelingen spornet zu neuen Verjuden an.

Ueberhaupt bildet das Kind gern; es ist Maler, Bildhauer und Baumeister in einer Person. Bekannt ist die Freude der Kleinen am Malen. Mit naivem Selbstvertrauen gehen sie an die schwierigsten Sachen. Runde Stifte oder ein Tuchstücken können da ein sehr geeignetes Geschenk sein. Allerdings bedürfen wenigstens kleinere Kinder beim Tuschieren einer Anleitung, während sie den Farbstoff ohne weiteres handhaben können. Ueber gibt es kaum ein geeignetes Material aus Modellieren für unsere Kleinen. Denn Pech und Kitt, die beliebtesten Stoffe zur Herstellung von Bildwerken, duldet Mutter nicht in der Stube. Die Verarbeitung des Solzes erfordert aber wieder größere Geschicklichkeit. Den vielbeliebten Laubstängelchen sollte man einem Kinde überhaupt nicht schenken. Wenn auch die Freude anfangs groß ist, der Eifer erkalte sehr bald, weil das Werk gar zu langsam fortzuschreitet. Wohl zwingt sich der Junge, den begonnenen Gegenstand fertig zu legen, aber er ist nicht mehr mit dem Herzen dabei. Außerdem ist das lange Stillstehen durchaus nicht der Kindernatur angemessen; das Krummsitzen, welches bei genauem Arbeiten mit der Nadel unerbittlich scheint, ist dem jugendlichen Organismus nicht zuträglich. Man gebe dem Knaben lieber eine größere Säge in die Hand, mit der das Arbeiten „scharft“. Statt ihn verhöhrte Vorlagen nachfügen zu lassen, stelle man ihm Aufgaben, die er aus eigener Kraft bewältigen kann. Aus Zigarrenkistenholz oder ähnlichem leicht zu bearbeitenden Material lasse man ihn Kisten, Puppenmöbel für die Schwestern oder gar ein Gemütskränchen für die Mutter anfertigen. Selbstverständlich muß ein Werkzeug brauchbar sein, wenn ihm das Arbeiten Freude bereiten soll. Die fertig zusammengestellten Werkzeugkasten betrachte mit kritischen Blicken auf ihre Brauchbarkeit! Das Goldstiefel ist, Du gibst ihm nach eigener Auswahl die Werkzeuge, die der Junge brauchen kann. Was soll ihm z. B. ein Sichel mit einem Blechstreifen statt des Sichelstängels nützen, zumal wenn er keine Sichelbank oder ein zweckentsprechendes Möbel besitzt? Kannst Du ihm noch kein scharfes Messer anvertrauen, so gib ihm lieber gar keine.

Ebenso selbstverständlich wie die Forderung, den Kindern nur brauchbare Dinge als Spielzeug zu schenken, ist die andere, ihnen passende Geschenke zu machen. Was kann ein allein spielendes Kind mit einem Krämerladen anfangen? So weit reicht die Phantasie des Kindes beim doch nicht, daß es Käufer und Verkäufer in einer Person spielt. Ichlich liegt die Sache beim Speicher, beim Kaffeetische, bei der Puppenstube, überhaupt bei allen Spielen, bei denen das Kind mehrere Personen beteiligt sehen will. Oft genug hört man die Klagen der Eltern: „Somit spielt sie gar nicht damit, aber wenn Kinderbelud da ist, dann will sie alles haben.“ Dieser Vorwurf sollte sich eigentlich gegen den Spender richten, nicht gegen den Beschenkten.

Manche Eltern würden ihren Lieblingen gern etwas Brauchbares schenken, wenn es nur nicht so teuer wäre. Auch diese Schwierigkeit läßt sich bei einigen guten Willen überwinden. Wenn Dir, liebe Leserin, die reizend angezogene Puppe zu teuer ist, so kaufe doch einen soliden Balg — Du kannst ihn schon für einige Groschen erhalten — und mache Dich selbst ans Schneider. Du wirst viel Freude dabei erleben. Vater kann die Puppenstube auch selbst zimmern; beim Krämer oder im Waren wird er schon eine geeignete Kiste aufreiben. Ein Fenster darin anzubringen, gelingt auch ungeübten Händen (wenn Du kannst, richte es zum Definieren ein!). Sie außen mit „Mauersteinpapier“, innen mit Puppenstuhentapete zu belegen, kostet weder viel Zeit noch Geld. Und die Möbel? Machen wir auch selbst! Der Tisch kriecht freilich wohl im Bauernstil gefreuzte Beine; die Stühle werden etwas plump ausfallen; statt des Sofas gibt es gar nur eine schlichte Bank. Schadet nicht. Wenn Dein Kind noch nicht gar zu verbildet ist, wird es sich ebensosehr über Dein Kunstwerk freuen wie über die gekauften Sachen. Aber Deine Freude wird wesentlich größer sein: Du hast ein persönliches Interesse an dem Geschenk; es ist Dir wertvoller. Was dem selbstgefertigten Gegenstand an „Eleganz“ abgeht, das ersetzt er reichlich an Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit, wahrscheinlich auch an künstlerischem Wert. Der Spielwarenfabrikant läßt für Laufende von Kindern nach derselben Schablone arbeiten. Er kann keine Rücksicht nehmen auf die Umgebung des Kindes, seinen Bildungsstandpunkt, seinen Geschmack. Für ihn gibt es nur ein Bedenken: billig liefern, die Konkurrenz totmachen, verdienen. Was nachher mit den Erzeugnissen seiner Fabrik geschieht, ist ihm gleichgültig; oder vielmehr

in seinem Interesse liegt es, daß sie bald zugrunde gehen, damit er neue Aufträge erhalte. In keinem Gebiet der Industrie wird so planlos, so gewissenlos Schund produziert, als bei der Spielwarenfabrikation. Nebenbei zahlt kein Industriezweig so miserable Löhne, wie die Spielwarenfabrikation. — Willst Du Deinen Kindern etwas Brauchbares schenken, so lege selbst Hand ans Werk. Der Stattlich Treppbau wird schon nicht aufsteigen, wenn Du ihm für ein paar Sonntag Abende Deine schätzbarste Kraft entziehst. Und wenn er es täte, so ließe sich der Verlust verheimlichen.

Wird bei der Auswahl von Spielzeug oft gefehlt, so wird bei einer anderen Art von Geschenken geradezu gefehlt. Ich meine die Bücher. Es gibt Spielsachen in großer Zahl, die keinen Zweck und Nutzen — in erzieherischem Sinne — haben, aber man kann andererseits auch nicht behaupten, daß sie allzuviel Schaden anrichten. Ganz anders liegt die Sache bei den Büchern, besonders da die Bücher auf dem Weihnachtsstiefel eine große Rolle spielen. Daß es Bücher gibt, die der geistigen Entwicklung Schaden zufügen, brauche ich an dieser Stelle nicht zu erörtern. Die Bestrebungen des Jugendschriften-Ausschusses, des Vereins für Kunstpflege und der Presse sind ja auch bei den Eltern unserer Volksschüler durchweg auf guten Boden gefallen. Trotzdem will die Zahl der Schundbücher nicht abnehmen. Woher kommt das? Fragt man die Schiler, woher sie die Bücher bekommen haben, so hört man sehr oft, daß Onkel und Tanten die Spender waren.

In manchen Geschäften besteht die Unsitte, dem Käufer, der eine gewisse Summe Geldes für Waren ausgegeben hat, eine wertvolle Jugendschrift gratis zu überreichen. Ein derartiges Geschäftsrating sollte eigentlich mißtrauisch machen, aber trotzdem zieht es bei der Menge derer, die nicht alle werden. Kann denn ein Mensch mit gesundem Verstand glauben, daß der betreffende Geschäftsmann ihm etwas schenkt? Bezahlt hat der „Beschenkte“ das Buch sicher. Jetzt bekommt er, was der schlaue Ladeninhaber ihm aufdrängt; in anderen Fällen hätte er etwas Brauchbares nach eigener Wahl haben können.

Aber so geht es leider oft beim Einkauf von Geschenken. Nicht das Bedürfnis bestimmt die Wahl, nicht die Einfachheit und Ueberlegung des Käufers, sondern die Geschicklichkeit des Verkäufers. Die Leidtragenden sind die Beschenkten und die Spender. Wer am Weihnachtsabend ohne Plan in die Läden geht und auf plötzliche Erleuchtung hofft, kann freilich kein besseres Schicksal erwarten.

### Der Alkohol früher und jetzt.

(Nachdruck verboten.)

Notiz:

Eine große Nation verachtet Heißspinnerei nicht ihren ganzen nationalen Geist daran, monatlang die Feigen-Aussagen wegen eines einzigen Wortes, den ein einzelner Schullehrer begangen hat, abzuwägen und nicht jahrelang zu, wie ihre eigenen Kinder sich gegenseitig zu Tausenden oder Zehntausenden täglich umbringen, und denkt dabei nur, welchen Einfluß es auf den Baumvolkpreis hervorbringen wird. Gegenwärtig schickt eine große Nation ihre armen kleinen Jungen ins Gefängnis, weil sie Wellmäste geflochten haben, und erlaubt ihren Pantoffelmachern, Hunderte und Tausende mit einer höflichen Verbeugung zu fesseln. . . und läßt große Länder von Menschen anfallen, die sich dadurch Geld erworben haben, daß sie mit bewaffneten Schiffen in den äthiopischen Gewässern umherkriechen und mit geladenen Kanonen Plünder verkaufen, wobei sie zum Besten der fremden Nation die gewöhnliche Räuber-auforderung „Guer Geld oder Guer Leben“ umwandeln in „Guer Geld und Guer Leben“.

John Ruskin.

Ein Schweizer Gelehrter hat eine Broschüre geschrieben unter dem Titel: „Würde Christus heute Abstinenz sein?“ Er weist darin auf den gewaltigen Unterschied zwischen dem Alkoholproblem von einst und jetzt hin. Er führt vor allem aus, daß es in Palästina vor 1900 Jahren keine Wirtschaftler im modernen Sinne, d. h. keine Stätten gab, in denen alkoholische Getränke haur, schlich und regelmäßig verkauft wurden. Gab es etwa solche Stätten in Hellas? Gingen die alten Griechen, wenn sie sich erholen, erfrischen wollten, in eine Restauration? Sie gingen vielmehr in das Gymnasium, um Leibesübungen zu pflegen oder um geistige Gymnastik zu treiben. Wenn sie trinken oder sich betrinken wollten, so machten sie das häufig in Privathäusern ab. Und die Römer taten dasselbe. Sie tranken Wein, den sie für gewöhnlich sehr stark mit Wasser verdünnten. Bier und Brantwein kam in der Hauptache erst bei den germanischen oder den germanischen Stämmen beherrschten Völkern auf.

Und wie hat m Los war der ganze Betrieb. Die gebrannten Getränke wurden bis zum 30jährigen Kriege in der Hauptache nur in Apotheken, vielfach nur als Medikamente verkauft. Das Bier braute man sich im wesentlichen zum eigenen Gebrauch, einige bevorzugte Personen, besonders adelige und geistliche Herren, erhielten weitergehende Berechtigungen. Die Mönche tranken hübschgenüht ihr wohlgeschmecktes Bier und gaben auch wohl davon ab, auch wohl von ihren Vorkäten. Daß sie überall Schnaps-fneiben errichtet hätten und den Brantwein in der Weise in die barbarischen Deutschen hineingepumpt hätten, wie wir es bei den barbarischen

Negern in- und außerhalb unserer afrikanischen Schutzgebiete unter der Flagge der Kultur und des Christentums tun, davon ist nichts bekannt geworden.

Im vorigen und vorvorigen Jahrhundert haben noch verschiedene vrentliche Herrscher recht scharfe Worte gegen den Brantwein riskiert. Als die Kaufleute Krüger und Kompagnie den alten Fritz um die Konzession zur Anlage einer Rum- und Arrak-Fabrik baten, schrieb er: „Ich will's den Teufel tun, ich wollte, daß das giftige giffige Zeug gar nicht da wäre und getrunken würde.“ Und Friedrich Wilhelm II. erklärte: „Ich würde es für den größten Segen meiner Regierung ansehen, wenn während derselben die Brantweinsteuer auf Null herabsänke.“ Der dumme konservatibe Kesse sprach sich also in diesen Punkte gerade radikal wie sein liberaler geistreicher Onkel aus. Als welche Revolutionäre müßten sie den staatsverhaltenden Schnapsbrennern von heute erscheinen. Heutzutage handelt es sich nicht mehr um einzelne Personen, die eine Gerechtame zur Herstellung gebrannter Getränke haben oder zu haben wünschen. Wenn man heutzutage den Schnapskonsum durch hohe Steuern oder auf sonstige Weise mit einem Schläge erheblich einschränkte, so würde man dadurch zunächst zweifellos das Einkommen eines großen Teils der deutschen Landwirte gefährden. Ob die deutsche Landwirtschaft sich später den veränderten Verhältnissen anpassen könnte, ist eine andere Frage. Nach alledem ist zu sagen, daß wir uns heutzutage in einer verwickelten Situation befinden: Die Alkoholnot ist groß, sie entfließt aus dem großen Alkoholkonsum, an dem großen Alkoholkonsum und große Kapitalmächte interessiert und zwar direkt und indirekt. Sogar die Geisteslicht ist daran interessiert, wie das Beispiel in Belgien zeigt, wo die Pfaffen alles tun, um dem armen Arbeiter die Schnapsflöche zu erhalten, die ihn verumt und verbildet. Die Alkoholfrage ist ein Stück der sozialen Frage und wird nur durch deren Lösung mitgelöst werden.

### Verhütung der Augenentzündungen bei Kindern.

Das lieblichste Kindergesichtchen wird entstellt durch entzündete Augen. Selbst beim Jucken und Freudenfreitren der Kleinen verbleiben sie dem Gesicht einen weinerlichen Ausdruck. Die armen Kinderchen leiden dabei auch unter dem ewigen Jucken und der gräßlichen Blühtblutung. Nicht weniger empfinden die Mütter diese Leiden ihrer Lieblinge und sind ganz verzweifelt über ihre eigene Hilflosigkeit. Und doch könnten die Mütter durch richtige Behandlung oft Wunder wirken, wenn sie über die eigentliche Ursache dieses qualvollen und entstellenden Leidens aufgeklärt wären.

Zimmer eindringlicher weisen in neuester Zeit namentlich Spezialärzte darauf hin, daß die meisten der für krankenfalls gehaltenen äußerlichen Augenentzündungen in der Regel eine Folge von Eiterungsprozessen in der Nase oder deren Nebenhöhlen sind. Der mit Eiter vermischte Nasensekret kommt, wie die Beobachtung der Kleinen lehrt, häufig mit den Fingern und Fingerchen in Berührung und wird dann beim Jucken der Augen in diese mit Gewalt hineingerieben. Ist aber erst einmal Augenentzündung und dadurch Nüchtheit eingetreten, so findet das Reiben mit den verunreinigten Händchen und damit das weitere Einströmen des Eiters der Nase in die Augen immer häufiger statt. Jetzt müssen alle Heilfalsen und Umschläge nichts, wenn nicht das ursächliche Uebel beseitigt und die weitere Ansteckung verhindert wird. Gierfür hat Dr. Stolboz (Stettin) ganz ausgezeichnete praktische Ratsschläge gegeben.

Zunächst muß man dafür sorgen, daß die Kleinen mit den Händen nicht an die Augen gelangen können. Bei der großen Wichtigkeit dieses Punktes scheue man sich nicht, kleinen Kindern die Hände einige Tage zu fesseln, indem man ihnen das Hand eines größeren Kindes anlegt und die beiden überlebenden Nerven in einen Knoten zusammenbindet, so daß die Arme zwar zu bewegen, aber nicht bis zum Gesicht zu erheben sind.

Ferner muß man entzündete Augen gegen helles Licht genügend schützen, bei größeren Kindern durch eine dunkelgraue Schutzbrille, bei kleineren durch einen Pappschirm. Dann werden die Kinder auch nicht aus Nüchtheit sich in den Vertiefen mit dem Gesicht nach unten einwühlen und am dem „Schmutzdepot“ auf dem Kopffleisch sich immer von neuem infizieren. Zur Voricht breite man über die Kopffleisch saubere, täglich zu wechselnde Tücher. Schmutzdepots finden sich auch oft an der Schulter der Mütter, die das kranke Kind mit Vorliebe herumtragen, wobei es Nase und Augen gegen die Schulter drückt und daran ab- und einreibt. Die Kinder dürfen überhaupt möglichst wenig getragen werden, sondern sollen laufen, damit sie die Augen offen halten müssen, was die Stauung des Absonderungsstoffes beseitigt und Verklebung der Augen verhindert. Recht viel herumlaufen drängen in der frischen, entzündungsfördernden Luft (nötigenfalls mit Schutzbrille oder Augentropfen) ist zur Sinderung auch dieses Leidens die erste und wichtigste Bedingung.

Als Unterentnis bereiten die Mütter den Eitererregern im Auge oft sogar den günstigsten Boden zu Wachstum und schneller Vermehrung durch die so beliebten Kamillenumschläge und durch das feste Zubinden der Augen. Beides erzeugt feuchte Wärme und Stauung der Absonderungsfähigkeit, trägt also direkt zur Verhärtung des Leidens bei. Verbinden darf man die entzündeten Augen nie. Man möge kühlende Umschläge mit einem Reinenlappchen mehrmals täglich auflegen, die jede Minute gewechselt werden.

Mit diesen schützenden Maßregeln muß natürlich Sand in Sand die Beseitigung des ursächlichen Uebels, der Nasenerweiterung, geben. Dazu ist so früh wie möglich die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Erfolgreich unterstützen können ihn die Mütter, indem sie die Kinder zu regelmäßigen, kräftigen Schnauben anhalten, und zwar durch jede Nasenseite einzeln, bei gleichzeitigem Zudrücken der andern Nasenseite.

Bei Ausschlägen am Kopfe kann in gleicher Weise, wie vorher geschildert, eine Uebertragung des Entzündungstoffes auf die Augen statt-